

Ashley Carrington

Fluss der Träume

Roman



Teil 1:

Die Debütantin

1

Es sollte die letzte warme Nacht des Jahres sein – eine Spätsommernacht, die im Buch der Erinnerungen nie zu einer unscharfen Seite verblassen, sondern für Daphne Davenport bis ans Ende aller Tage ihren einzigartigen Zauber bewahren würde.

Noch einmal hatte der scheidende Sommer über den herandrängenden Herbst obsiegt, der voll Ungeduld darauf wartete, das grüne Blätterkleid der Bäume einzufärben, die Blumen der letzten Blüten zu berauben und die Wege der Parks mit Laub zu bedecken, damit der Wind die letzten Zeugen der warmen Jahreszeit in alle Himmelsrichtungen davontrug. Ein letztes Mal wölbte sich auch ein sternklarer, samtener Nachthimmel über Boston, ohne dass die ablandige Brise, die vom Charles River herüberwehte, den Wunsch nach einem prasselnden Kaminfeuer und daunenwarmen Bettdecken geweckt hätte.

Daphne Davenport empfand diese Nacht wie ein ganz persönliches Geschenk der Natur an sie. Ein verträumtes Lächeln lag auf ihrem Gesicht, während die Kutsche von der Tremont Hall zurück zu ihrem Elternhaus am Beacon Hill ratterte. Die Straßen waren zu dieser späten Stunde wie ausgestorben, und höchstens einmal eine Katze huschte durch den gelblichen Lichtkegel der Laternen, die dem Kutscher in den besseren Wohnvierteln der Stadt den Weg wiesen. Als sie die Beaver Street kreuzten, schaute Daphne rechter Hand aus dem Fenster. Sie erhaschte einen kurzen Blick auf den Charles River, der wie ein Strom aus flüssigem Silber den offenen Armen des Meeres entgegenfloss. Aus diesem Glitzern erhob sich die West Boston Bridge, die nach East Cambridge hinüberführte, mit ihren unzähligen stählernen Bögen und Streben wie ein filigranes Kunstwerk aus schwarzer Jade.

Eine zauberhafte Nacht, wie geschaffen, um als Debütantin beim ersten Ball in die elegante Bostoner Gesellschaft eingeführt zu werden, im Ballsaal unter funkelnden Kandelabern zu berausenden Orchesterklängen über das Parkett zu schweben, Fruchtpunsch zu trinken, sich auf der mondbeschiedenen Terrasse kokett mit dem Fächer Luft zuzufächeln, errötend die Komplimente der Verehrer entgegenzunehmen, die sich um einen scharen und sich gegenseitig in Witz und charmanter Konversation auszustechen versuchen – und um sich zu verlieben. Alles kam ihr verzaubert vor. Hatte sie diese atemberaubend festliche, rauschende Ballnacht nicht bloß geträumt? Hatte sie wirklich mit John Singleton drei Walzer getanzt und mit David

Chase auf der Terrasse geflirtet? Und war es tatsächlich Charles Parkham gewesen, *der* Charles Parkham, der eifersüchtig darüber gewacht hatte, dass nur er sie mit Fruchtpunsch versorgen durfte?

Daphne blickte auf die langstielige Rose in ihrer Hand. Charles Parkham hatte sie mit der Nonchalance und Selbstverständlichkeit des Sohnes schwerreicher Eltern aus einem der kunstvollen Blumengestecke in den Wandnischen der Eingangshalle zur Tremont Hall gezogen und ihr zum Abschied mit einem nicht minder blumigen Kompliment überreicht.

Es gibt nichts Schöneres auf der Welt, als Debütantin zu sein!, dachte Daphne selig verwirrt und hatte das Gefühl, mit ihren sechzehn Jahren ein Wunder erlebt zu haben. War das Erwachsenwerden immer solch ein atemnehmendes Wunder? Heather zumindest hatte darüber kein Wort verloren. Oder hatte sie es anders erlebt?

Außer dem gleichmäßigen Hufschlag und dem Rattern der eisenbeschlagenen Wagenräder auf dem Kopfsteinpflaster war in der Kutsche nichts zu hören. Daphnes Eltern hingen ihren eigenen Gedanken nach. Ihr Vater, William Davenport, fühlte sich auf der Tanzfläche so fehl am Platze wie ein Schmied am Tisch eines Uhrmachers. Jeder Ball kostete ihn große Überwindung und stellte geradezu ein Opfer dar. In dieser Nacht hatte er das Opfer seiner Tochter zuliebe gebracht. Jetzt machte er einen erlösten Eindruck und überließ sich willig der wohlverdienten Müdigkeit. Die Augen ihrer Mutter Sophie dagegen blickten klar und hellwach; sie waren voll unverhohlener Selbstzufriedenheit. Das Lächeln auf ihrem Gesicht zeugte vom Stolz, ja Triumph einer Frau, der die Anerkennung durch die vornehme Gesellschaft seit Jahrzehnten das höchste Lebensziel war. An diesem Abend hatte sie erleben dürfen, wie ihre Tochter in diesen Kreisen von altem Geld und uraltem Bostoner Namensadel mit einem einzigen Lächeln das erreicht hatte, was sie selbst sich nur schwerlich mit Geld erkaufen konnte – nämlich mit offenen Armen aufgenommen und als zugehörig betrachtet zu werden. Ihre Tochter Daphne hatte es auf ihrem Debütantinnenball geschafft! Sie hatte die Herzen der jungen ledigen Männer aus den besten Familien der Stadt im Sturm erobert und gleichzeitig das Wohlwollen derer Eltern gewonnen, was fast noch wichtiger war. Und das bedeutete, dass auch die zwei Jahre ältere Schwester Heather endlich Zugang zu diesen Kreisen erhalten würde. Es wurde auch Zeit. Immerhin wurde Sophies Älteste im nächsten Frühling schon neunzehn. In dem Alter war sie selbst schon ein gutes Jahr verheiratet gewesen. Ja, es war an der Zeit, dass Heather unter die Haube kam – natürlich unter eine, die ihr in Boston Rang und Namen garantierte. Aber das würde jetzt nicht mehr so viele Schwierigkeiten bereiten wie noch vor ein paar Jahren, als ihnen diese Kreise gesellschaftlich verschlossen gewesen waren. Wenn die Söhne der Parkhams und Singletons bei ihnen verkehrten, würde man auch sie und

ihren Mann endlich mit dem gebührenden Respekt zur Kenntnis nehmen und bei Einladungen berücksichtigen, wie es ihnen ihrer Meinung nach schon lange zustand – und wie sie es sich immer erträumt hatte. Es war ein langer, beschwerlicher Weg gewesen, von der schäbigen London Street in East Boston über Charlestown und Dorchester Hights in die Byron Street auf der vornehmen Südseite des Beacon Hill. Doch nun hatten sie es geschafft, sie alle. Von nun an würde der Name Davenport in Boston einen neuen, gewichtigen Klang haben.

2

Edward hatte die Rückkehr seiner Lieblingsschwester von ihrem Debütantinnenball, einem Ereignis, das den Haushalt in der Byron Street schon seit Wochen in Atem hielt, auf keinen Fall verschlafen wollen. Deshalb hatte er das Fenster seines kleinen Zimmers, das zur Straße hinausging, weit offen stehen lassen und versucht, wach zu bleiben. Tapfer, aber vergeblich hatte er gegen die Schläfrigkeit angekämpft. Lange vor Mitternacht waren dem Elfjährigen die Lider zugefallen und der Abenteuerroman aus den Händen gerutscht. Doch wenn er im Traum auch an einer gefährlichen Tigerjagd in Indien teilnahm, so wachte sein Unterbewusstsein dennoch darüber, dass er Daphnes Rückkehr nicht verpasste.

Als in der nächtlichen Stille Hufschlag und Kutschengeratter laut wurden, wachte Edward augenblicklich auf. Verschlafen und noch halb in der Welt seines Traumes, richtete er sich auf. Daphnes Kutsche!, schoss es ihm durch den Kopf.

Plötzlich war er gar nicht mehr schläfrig. Er schleuderte die Decke zur Seite, sprang aus dem Bett und war mit einem Satz am Fenster, wo sich die Gardinen im Wind bewegten. Weit beugte er sich in die milde Septembernacht hinaus und sah, wie eine Kutsche oben an der Ecke bei Eddie Burdicks Mietstall in die Byron Street einbog. Das konnte nur die Kutsche mit Daphne und seinen Eltern sein! Die dunkelgrün lackierte Droschke mit den beiden brennenden Kutscherlampen machte auch tatsächlich vor dem Portal von Byron Street Nummer vierzehn halt.

Edward machte sich erst gar nicht die Mühe, nach seinen Hausschuhen zu suchen. Barfuß stürzte er hinaus auf den Flur des Obergeschosses, rannte an der mit kunstvollen Blumeneinlegearbeiten verzierten Ebsworth-Standuhr vorbei, deren Zeiger auf zehn nach eins standen, und riss die Tür zu Heathers Zimmer auf, stürmisch und ohne vorher angeklopft zu haben. Unten in der Halle hörte man Stimmen und die hohen, bewundernden Ausrufe von Fanny Dunn, dem pummeligen Hausmädchen, das so alt war wie Daphne, aber viel jünger aussah

und ständig rot anlief.

»Heather ...! Daphne ist zurück ...! Heather! Wach auf!«, rief Edward aufgeregt.

»Was ist denn?«, kam es schläfrig und reichlich unwillig aus der Dunkelheit des Zimmers.

»Daphne ist zurück!«

»Na und?«, fragte Heather mürrisch, setzte sich jedoch geräuschvoll im Bett auf.

»Mein Gott, sie kommt von ihrem Debütantinnenball! Sie wird eine Menge zu erzählen haben.«

»Nichts, was nicht auch noch bis morgen früh warten könnte«, murrte seine Schwester.

»Heather, das ist gemein. Als du deinen Ball hattest, haben wir auch auf dich gewartet, weißt du noch?«

»Ich hatte überhaupt keinen richtigen Debütantinnenball«, erwiderte Heather verdrossen.

»Na klar hattest du den!«

»Aber nicht in der Tremont Hall. Und nicht in einem Seidenkleid von Madame Fortescue.«

Edward verstand nicht, was das für einen Unterschied machte. »Wo man als Mädchen seinen ersten großen Ball hat und in was für einem Seidenkleid, ist doch ganz egal.«

»Von wegen!« Es klang ernstlich ärgerlich. »Aber was verstehst du Dreikäsehoch schon davon!«

Edward wollte sich nicht ausgerechnet jetzt mit ihr zanken, deshalb nahm er den Dreikäsehoch widerspruchslos hin. »Kommst du nun, oder schläfst du weiter?«

»Mach die Tür zu, ich komm' schon, Waddy – wo ich nun schon mal wach bin«, seufzte Heather.

Edward zog die Tür hinter sich zu und lief zum Treppenabsatz. Dort blieb er stehen, kauerte sich vor das handgeschnitzte Geländer und blickte zwischen den Stäben in die Halle hinunter. Während sein Vater offenbar noch den Kutscher entlohnte, legten seine Mutter und Daphne ihren Umhang ab. Neben ihnen sah Fanny in ihrem schlichten taubengrauen Kleid und der schneeweißen Schürze absolut unscheinbar aus. Vor Aufregung und Bewunderung war sie im Gesicht so rot wie eine reife Tomate angelaufen. Edward interessierte sich gewöhnlich nicht für Mode, Frisuren und all den anderen, in seinen Augen lächerlichen Schnickschnack, den seine Mutter, seine Schwestern und auch die weiblichen Hausangestellten für so wichtig und unverzichtbar hielten. Es überstieg sein Begriffsvermögen, dass man sich wochenlang die Köpfe darüber heiß reden konnte, welcher Stoff und welcher Schnitt für ein Ballkleid zu wählen waren, und er glaubte auch nicht, als erwachsener Mann einmal mehr Verständnis dafür aufbringen zu können, dass offenbar ganze Stöße von Modemagazinen vonnöten waren, um aus den kolorierten Abbildungen von *Godey's Lady's Book*, *Peterson's Magazine* oder *Frank*

Leslie's Lady's Magazine and Gazette of Fashion die zu diesem Kleid passende Frisur zu finden. Seine Welt war die der Bücher, die der Entdeckungen, Erforschungen und Abenteuerreisen eines Odysseus, Marco Polo oder James Cook.

Wenn er auch nichts um derlei Weiberkram gab, so war er doch sehr wohl in der Lage, das *Ergebnis* wochenlanger modischer Beratungen mit kritischem Blick zu würdigen. Als Bruder von zwei älteren Schwestern war er in dieser Hinsicht durch eine langjährige harte Schule gegangen, und bei allem prinzipiellen Desinteresse hatte er in dieser Zeit zwangsläufig doch genug mitbekommen, um ein für sein Alter recht sicheres Urteil abgeben zu können. Und diesmal war die Garderobe seiner Mutter und seiner Schwester auch einer ganz besonderen Würdigung wert.

Mit einem stolzen Lächeln hockte er vor dem Treppengeländer und fand, dass seine Mom in dem Kleid aus dunkelrotem Atlas wirklich etwas hermachte. Es kaschierte sehr geschickt ihre korpulente Figur, und der tiefe Ausschnitt, der für ihr Alter vielleicht eine Spur weniger offenherzig hätte sein können, betonte den üppigen Busen, über dem ein Rubinkollier prangte. Nur für den vielen Puder und die Schminke hatte er nichts übrig. Aber diese Kritik wagte er sich seiner Mutter gegenüber nur in Gedanken herauszunehmen.

Was nun Daphne betraf, so war seine Brust von geradezu grenzenloser Bruderliebe und Bewunderung erfüllt. Er hing an seiner Mutter, hegte großen Respekt für seinen kräftigen, bärtigen Vater und wollte Heather bestimmt nicht missen, auch wenn sie ihn oft wie eine Gouvernante herumkommandierte und einen unangenehmen Hang zur Launenhaftigkeit besaß – doch Daphne war der strahlende Stern seines Lebens, der in seinen Augen alles und jeden in der Welt, die er kannte, überstrahlte.

Wie eine Prinzessin sah sie in dem perlweißen Seidenkleid mit den fliederfarbenen Paspelierungen und den gerüschten Puffärmeln aus. Ihre schlanke, makellos proportionierte Figur bedurfte keines enggeschnürten Korsetts, um dem geltenden Schönheitsideal zu entsprechen. Die Natur hatte sie zudem mit einem Gesicht beschenkt, in dem die rauchblauen Augen unter langen schwarzen Wimpern, ein schöner voller Mund und zarte, liebliche Züge besonders auffielen, aber auch eine energische Kinnpartie, die zweifellos das Erbe ihres Vaters war. Es war jedoch die einzigartige schwarze Haarpracht, die Edward an seiner Schwester mehr als alles andere bewunderte. Je nachdem, wie sich das Licht in ihrem Haar fing, schimmerte es in einem schwarzblauen Ton, wie er ihn bisher noch bei niemandem gesehen hatte, ein Ton, als würde man den sternensäten Nachthimmel zu einer unvergleichlich schwarzen Farbe einkochen – so hatte er es sich immer vorgestellt, als er noch ein kleines Kind gewesen war und sie an seinem Bett gesessen und ihm beim Licht der Nachttischlampe etwas vorgelesen hatte.

Daphne trug an diesem Abend ihr Haar bis auf einige kleine Locken über der Stirn und an den Schläfen nach hinten gekämmt und im Nacken zu drei Zöpfen geflochten, die dort eine Herzform bildeten und von einer fliederfarbenen Samtschleife zusammengehalten wurden. Zarte Fliederschleifen mit zugeschnittenen Bänderenden, die aus der Entfernung echten Blüten ähnelten, schmückten am Hinterkopf, vorn und über den Ohren ihr volles Haar. Eine einzelne dicke Haarsträhne, zu einer langen Korkenzieherlocke gedreht, fiel ihr seitlich vom Zopfherz her über die nackte linke Schulter.

Edwina Ferguson, die langjährige, altjüngferliche Zofe ihrer Mutter, hatte ihr für den Debütantinnenball die Haare aufgedreht und gesteckt, obwohl das die Aufgabe von Prudence gewesen wäre. Doch wie geschickt und lernfähig Pru auch mit Kamm und Brennschere sein mochte, so verblassten ihre Künste doch gegen die von Edwina, die seit ihrem fünfzehnten Lebensjahr als Zofe arbeitete, und das waren immerhin schon über siebzehn Jahre, davon zehn im Hause Davenport.

Daphne und Heather teilten sich Prudence Willard, eine hagere, blassgesichtige Neunzehnjährige, als Zofe. Sie stand erst seit dem Umzug in die Byron Street vor nicht ganz einem Jahr in den Diensten der Davenports und hatte auch noch andere Aufgaben im Haushalt zu erledigen. Nur zu gern hatte sie Edwina die Verantwortung für die Ballfrisur der jungen Miss überlassen, und sie war bescheiden genug gewesen, neidlos anzuerkennen, dass Edwina mit traumwandlerischer Fingerfertigkeit ein kleines Kunstwerk vollbracht hatte.

Edward achtete nicht auf die Stimmen, die aus der Halle zu ihm hochdrangen. Sein Blick ruhte voll unschuldiger Bewunderung auf seiner Schwester, die auf eine Bemerkung ihrer Mutter hin hell auflachte und dann mit einem leisen Jauchzer um ihre eigene Achse wirbelte, die Rose an ihre Brust gepresst. Die Seide ihres Kleides raschelte, und die vielen gestärkten Unterröcke blitzten unter dem Saum hervor. Wenn sie so ausgelassen war, dann musste der Ball ein voller Erfolg gewesen sein, ging es ihm durch den Sinn, und er freute sich für sie. Ihr Vater trat durch die Tür, die hinter ihm zufiel, während sich die Kutsche vor dem Haus wieder in Bewegung setzte. Er war ein breitschultriger Mann von mittelgroßer, fast kantiger Statur, die jedem noch so guten Maßschneider Schwierigkeiten bereitet hätte, sie selbst im teuersten Abendanzug halbwegs elegant erscheinen zu lassen. Der Frack saß tadellos, was auch auf die weiße Hemdbrust zutraf. Und dennoch machte er den Eindruck, als trüge er eine teure Zwangsjacke, deren er sich nicht schnell genug entledigen konnte – was auch genau seinem Empfinden entsprach.

William Davenport war zum Leidwesen seiner Frau kein Mann für elegante Abendgesellschaften, und er wusste das sehr wohl, ohne dass er es als einen bedauerlichen Umstand ge-

wertet hätte. Er hielt lieber einen schweren Bierkrug in seiner großen, muskulösen Hand als den Stiel eines kristallinen Champagnerkelches. Er konnte und wollte seine Herkunft nicht verleugnen und war, was er war: ein Mann wie ein massiver Klotz; solide, beständig und trotz tadelloser Umgangsformen eben doch mit harten Ecken und Kanten. Allein das Grau, das Haupthaar und gepflegten Backenbart des Achtundvierzigjährigen erstaunlich dicht durchzog, verlieh seinem kräftigen, markanten Gesicht eine Spur jenes weltmännischen Aussehens und jener geschäftsmännisch seriösen Ausstrahlung, die seine Frau an anderen Männern so sehr bewunderte.

»Ich denke, es wird Zeit, dass du nach oben und allmählich ins Bett kommst, mein Schatz«, sagte William Davenport zu seiner Tochter, schlüpfte aus der Frackjacke und lockerte die Hosenträger. Seine Frau warf ihm einen missbilligenden Blick zu, unterließ aber jeden Kommentar. Dabei verabscheute sie diese Hemdsärmeligkeiten ihres Mannes, ganz besonders vor dem Personal, dessen große Leidenschaft der Klatsch über die Herrschaft war, wie doch jedermann wusste.

William gab nichts auf den ungehaltenen Blick seiner Frau. Der Teufel sollte ihn holen, wenn er auch noch in seinem eigenen Haus Theater spielen musste! »Es war für uns alle eine aufregende und anstrengende Nacht. Du wirst müde sein«, sagte er und konnte es nicht erwarten, aus den engen, schwarzen Lackschuhen zu kommen. Was tat sich der Mensch nicht alles selber an!

Daphne lachte. »Müde? Ich fühle mich frisch wie Morgentau, Dad«, übertrieb sie.

»Warum trinken wir nicht noch ein Glas Champagner zusammen und feiern Daphnes Erfolg?«, schlug Sophie vor, die den erregenden Geschmack des Triumphes möglichst lange auskosten wollte.

»O ja!«, rief Daphne begeistert. Der Frucht punch war sehr gut gewesen, aber wohl nichts gegen ein Glas perlenden Champagners.

William schien von dem Vorschlag seiner Frau wenig angetan. Er runzelte die schwarzen, buschigen Augenbrauen, in die sich ebenfalls schon das erste Grau schlich. »Ich hab' diese Nacht genug von diesem süßen, klebrigen Sprudelwasser getrunken, um für die ganze Woche aufstoßen zu können«, wehrte er ab.

Sophie wand sich förmlich unter seinen Worten, die so gar nicht zu der feinen Lebensart passten, die sie in ihrem Haus um jeden Preis gewahrt wissen wollte. »William, bitte!«, ermahnte sie ihn zu einer weniger derben Ausdrucksweise.

»Du weißt«, erwiderte er unbeeindruckt, »dass ich mir aus dem angeblich so noblen Getränk wenig mache. Ich wünschte vielmehr, sie hätten heute Abend zumindest einen anständigen

Whiskey angeboten. Die Männer, die ihren eigenen Flachmann in der Tasche hatten, waren wirklich zu beneiden«, sagte er ehrlich und zwinkerte dabei der pummeligen Fanny zu, der das Blut sofort wieder ins Gesicht schoss.

»Aber zur Feier des Tages«, setzte Sophie wieder an.

William verzog das Gesicht. »Ich wüsste nicht, was es da zu feiern gäbe«, brummte er.

Daphne machte ein betroffenes Gesicht.

»Sie war *der* Erfolg des Balls!«, protestierte Sophie, in ihrem Stolz verletzt.

Er lächelte. »Sicher war sie das! Ich habe auch nicht einen Moment daran gezweifelt, dass sie alle diese blasierten und blutarmen Geschöpfe in den Schatten stellen würde.«

Daphnes Gesicht hellte sich wieder auf. Eigentlich hätte sie sich denken können, dass seine scheinbar abwertende Bemerkung in Wirklichkeit das genaue Gegenteil bedeutete.

William legte seinen Arm um ihre Schulter und drückte sie an sich. Es war eine etwas unbeholfene Geste, doch es lagen tiefe, vorbehaltlose Zärtlichkeit und Vaterliebe in ihr, die Daphne fast die Tränen in die Augen trieben. »Dass ein paar Dutzend junge Gecken und herausgeputzte Stutzer aus den besseren Kreisen meine Tochter wie Motten das Licht umschwärmt und sich zum Narren gemacht haben, ist für mich nicht Grund genug zum Feiern. Diese jungen Burschen haben nur bestätigt, was wir schon lange wissen – dass mein Augapfel hier nämlich etwas ganz Besonderes ist.«

»Dad!« Es machte Daphne verlegen, wenn ihr Vater so etwas sagte, weil sie das Gefühl hatte, es nicht verdient zu haben und dass er Edward und Heather damit unrecht tat.

»Und daran hätte sich auch nichts geändert«, fuhr William ungerührt fort, »wenn diese eleganten jungen Herren mit Blindheit geschlagen gewesen wären und Daphne heute kein Erfolg gewesen wäre, wie du es nennst.« Er betonte das Wort »Erfolg« und verdrehte dabei die Augen, um zu unterstreichen, wie sehr ihm diese Art der Einschätzung gegen den Strich ging.

»Du weißt schon, wie ich es gemeint habe«, erwiderte Sophie säuerlich. Er wusste in der Tat sehr gut, was sie hatte feiern wollen – nämlich den gesellschaftlichen Erfolg, die Anerkennung und das spürbare Wohlwollen. Gut, das alles mochte ihnen nützlich sein und in Zukunft beachtliche Vorteile bringen: für ihn selbst geschäftlich, für Daphne als angehende Ehekandidatin und für Sophie gesellschaftlich. Aber stärker als diese Genugtuung empfand er den alten Groll auf diese feinen Ladies und Gentlemen, deren freundliche Zuwendung seiner Frau so viel bedeutete. Denn tief in seinem Herzen sah er in der Tatsache, dass man sich nun gnädig dazu herabließ, ihn und seine Familie in diesen elitären Zirkeln nicht mehr wie einen Fremdkörper zu behandeln, eine andere Form der Beleidigung: Man ließ sie spüren, dass sie, die Emporkömmlinge, keinen wirklichen Anspruch auf solche Gunst besaßen, sondern dass diese

nur gnädigerweise wie ein Ritterschlag erteilt wurde. Doch er hatte noch nie in seinem Leben vor jemandem gekniet, nicht einmal in Gedanken. Nein, einen Grund zum Feiern sah er wirklich nicht. Schon aus Prinzip würde er *darauf* keine Flasche Champagner öffnen!

»Und ich meine, dass es für das Kind Zeit ist, ins Bett zu gehen«, sagte er nun in einem Tonfall, der keinen Widerspruch zuließ. Er war müde und wollte nach der Strapaze des lärmenden Festes, das ihm stundenlanges Lächeln und unentwegt nichtssagendes Geplauder abverlangt hatte, allein sein. »Sie ist Debütantin, gewiss die schönste von ganz Boston, aber noch längst keine erwachsene Frau, die die Nächte bei Champagner durchfeiern kann.«

Daphne strahlte. »Danke, Dad ... für alles!« Sie musste sich auf die Zehenspitzen stellen, um ihm einen Kuss auf die Wange zu geben.

Er verbarg seine Rührung. »Nun mach schon, dass du nach oben kommst! Ich schätze, ich habe mich heute lange genug gequält, um mir nun einen ordentlichen Brandy als Schlummertrunk genehmigen zu dürfen«, brummte er, halb an seine Frau gewandt, und verschwand in Richtung Arbeitszimmer.

Sophie seufzte. Aber sie durfte nicht ungerecht sein. William hatte sich auf dem Ball wahrlich nicht vor seiner Pflicht gedrückt. Kein einziges Mal hatte er sich anmerken lassen, dass ihm dieses glanzvolle gesellschaftliche Ereignis ein Graus und eine Qual war, ja, er hatte sich sogar zu manch geistreicher Bemerkung aufgeschwungen. Es bestand also kein Grund, sich zu beklagen.

»Mach die Lampen hier unten aus, und geh dann zu Bett!«, sagte sie zu Fanny und machte sich auf den Weg in ihr Zimmer, wo Edwina auf sie warten würde, um ihr beim Entkleiden und Ausbürsten ihrer Haare zur Hand zu gehen.

Daphne hatte indessen ihr Kleid gerafft und war schon die Treppe hochgeeilt. Als sie ihren kleinen Bruder sah, lachte sie über das ganze Gesicht. Er war ihrer Mutter wie aus dem Gesicht geschnitten und hatte genau wie Heather auch ihr dunkelbraunes Haar geerbt. Im langen, bunten Karonachthemd und mit erwartungsvoller Miene wartete er auf sie.

»Waddy!« Das war sein Kosenamen, den aber nur sie und Heather benutzen durften – und auch nur dann, wenn sie unter sich waren. »Sag bloß, du bist bis jetzt aufgeblieben!«

Er grientete. »Na ja, nicht ganz. Bin zwischendurch schon mal eingeschlafen. Aber ich habe gesehen, wie die Kutsche vorgefahren ist. Und ich habe gehört, was Mom und Dad gerade gesagt haben. Dad hat recht. War doch klar, dass du alle anderen ausstechen würdest«, sprudelte er stolz hervor. »Hast du schon einen Heiratsantrag bekommen?«

Daphne lachte und fuhr ihm durch seinen wirren Haarschopf. »So schnell geht das nun auch wieder nicht. Und so wild bin ich auf einen Heiratsantrag gar nicht.«

»Aber es war toll, ja?«, fragte er begierig.

»Himmlisch!«, versicherte sie, und das glückliche Leuchten ihrer Augen verriet mehr als tausend Worte.

Heather lehnte am Türrahmen ihres Zimmers. Sie hatte einen malvenfarbenen Morgenmantel übergezogen und gähnte unverhohlen. Wer die beiden nicht kannte, hätte es nicht für möglich gehalten, dass sie und Daphne Schwestern waren, denn sie ähnelten einander überhaupt nicht. Das Einzige, was sie gemein hatten, war die schlanke Gestalt. Die Natur hatte über Heather nicht gerade das Füllhorn ausgeschüttet, sondern eher das Mittelmaß angelegt. Ihr Haar war von einem ansprechenden, aber nicht außergewöhnlichen Braun. Das schmale Gesicht mit den prägnanten Wangenknochen hätte ausgesprochen interessant aussehen können, wenn die Nase nicht so stark ausgeprägt und der Mund dafür ein wenig voller gewesen wären. Auch ihre Brüste, die sie mit einer Hand umschließen konnte, hätten stärker entwickelt sein können. Nicht, dass sie hässlich gewesen wäre, davon war sie weit entfernt. Ihre Haut war rein, der Wuchs der Zähne schön und die Augenform apart, so dass sie – im Ganzen gesehen – eine angenehme Erscheinung bot. Nur, was war das für ein schwacher Trost neben der bestrickenden Schönheit ihrer jüngeren Schwester?

»Na, ist dir heute der edle Ritter in der schimmernden Rüstung zu Füßen gesunken?«, fragte sie gedehnt und mit einem Blick auf die Rose.

»Ach, Heather, wenn du nur heute Abend dabei gewesen wärst! Ich bin mir am Anfang so verloren und hilflos vorgekommen.«

»Dir sind doch bestimmt mehr Männer hilfreich zur Seite geeilt, als du für eine Ballnacht auf deiner Tanzkarte unterbringen konntest«, meinte Heather spöttisch und mit einem Anflug von Neid.

Daphne war noch viel zu aufgewühlt und erfüllt von den aufregenden Erlebnissen ihres Debüts in der Gesellschaft, als dass sie den neidvollen Ton aus der Bemerkung ihrer Schwester herausgehört hätte. Sie nickte mit strahlenden Augen. »Es war unglaublich! Meine Tanzkarte war im Handumdrehen voll, ohne dass ich wusste, wer all die jungen Männer waren, denen ich einen Tanz reservieren musste.«

Prudence Willard tauchte im Flur auf, korrekt angezogen, doch sichtlich verschlafen. »Möchten Sie, dass ich Ihnen beim Auskleiden helfe, Miss Daphne?«, fragte sie höflich.

Daphne zögerte. Sie verstand sich gut mit Pru, wollte aber jetzt lieber mit ihren Geschwistern allein sein. Deshalb sah sie Heather an und fragte: »Würdest du das heute machen?«

Heather zuckte die Achseln. »Sicher, wenn es nicht zur Gewohnheit wird.«

Prudence war froh, dass sie sich wieder in ihre Kammer unter dem Dach zurückziehen und

noch ein paar Stunden Schlaf finden konnte, bevor die Nacht herum war und sie kurz nach sechs aus den Federn musste. Sie deutete einen Knicks an und huschte davon. Heather und Edward folgten Daphne in ihr Zimmer, das ganz in Lindgrün und Apricot gehalten war. Während Edward eine der Porzellanlampen anzündete, trat Daphne hinter den mit Blumen bestickten Wandschirm, der neben dem Waschtisch stand, und ließ sich von ihrer Schwester das kostbare Seidenkleid im Rücken aufknöpfen. Heather wollte nun ganz genau wissen, wie es in der Tremont Hall gewesen war. Daphne musste ihr die Räumlichkeiten und die Terrasse beschreiben. Sie fragte auch nach den Dekorationen, dem Blumenschmuck und dem Orchester. Doch was sie mehr als alles andere interessierte und mit Neugier erfüllte, war, wer alles den Ball besucht, mit wem Daphne gesprochen und wer sie zum Tanz aufgefordert hatte.

»Mom meint, alles, was in Boston Rang und Namen hat, habe sich heute dort ein Stelldichein gegeben«, berichtete Daphne bereitwillig. »Du hättest die Garderoben sehen sollen, Heather! Schönere und teurere habe ich noch in keinem Journal gesehen.«

»War Lucy Winthrop auch da?«, wollte ihre Schwester wissen. »Du weißt doch, die lange Dürre aus der Chestnut Street.«

Daphne lachte. »O ja, die auch.«

»Warum lachst du?«, wollte Edward wissen, der es sich auf dem Bett bequem gemacht hatte.

»Weil sie ein schreckliches Kleid getragen hat. Bestimmt ist es sündhaft teuer gewesen, denn Ausschnitt und Armel waren mit Perlen bestickt, aber statt einen Schnitt mit hochgeschlossenem Oberteil zu wählen, hat sie ihre nackten knöchigen Schultern gezeigt. Wie ein Storch hat sie darin ausgesehen – und so hoch hat sie auch den Kopf getragen.«

Heather und Edward lachten mit ihr, und das geschwisterliche Lachen gab ihr das wunderbare Gefühl, dass sie zusammengehörten und auch zukünftig so unverbrüchlich zusammenhalten würden. Wie unterschiedlich sie auch sein mochten und wie groß der Altersunterschied zwischen ihnen auch war, sie mussten zusammenhalten, auch wenn sie sich gelegentlich mal stritten. Leider hatte sie dieses Gefühl des geschwisterlichen Gleichklangs und inneren Zusammenhalts bei Heather in letzter Zeit häufig vermisst. Doch sie verdrängte diesen schmerzlichen Gedanken schnell wieder. »Die kleine, dicke Martha Rawley aus der Mount Vernon Street hat es da schon geschickter angestellt«, fuhr Daphne in ihrem fröhlichen Bericht fort, während sie aus den vielen Unterröcken stieg, bis sie nur noch in Leibchen und knielanger, spitzengesäumter Unterhose aus Batist hinter dem Paravent stand. Heather löste ihr nun die Schleifen aus dem Haar. »Sie trug einen Traum von einem Taftkleid, das sie glatt fünfzehn Pfund schlanker aussehen ließ. Und die Haare hatte sie hochgesteckt, zum schiefen Turm von Pisa, so dass sie auch gleich ein gutes Stück größer wirkte. Waddy, wirfst du mir mal mein

Nachthemd rüber?«

»Klar doch!«

Sie schüttelte ihr Haar, dass sich die Zöpfe zu öffnen begannen. Auf das Ausbürsten würde sie verzichten. Das konnte Pru am Morgen nachholen.

»Martha Rawley!« Heather verzog das Gesicht. »Ich glaube, mit der könnte ich nie warm werden. Die trägt die Nase so hoch, als wäre sie etwas ganz Besonderes, nur weil irgendwelche blöden Vorfahren von ihr zu den ersten Siedlern hier in Boston gehört haben. Und dabei war dieser Urahn nur ein einfacher Zimmermann! Nein, Martha ist mir zu eingebildet, genau wie Lucy der Storch.«

Edward kicherte und fühlte sich rundum glücklich, dass seine älteren Schwestern ihn bei sich duldeten und ihn sogar in ihr vertrautes Gespräch miteinbezogen.

»Aber sie ist nicht so schlimm wie Harriet Corning«, meinte Daphne, schlüpfte aus ihrer Unterwäsche und zog das Nachthemd über den Kopf. Sie band die dunkelroten Satinbänder unter der hohen und schon sehr weiblichen Brust zu einer lockeren Schleife. »Die hat mich nicht einmal begrüßt. Wie Luft hat sie mich behandelt.«

»Die hält sich wirklich für was Besseres! Dabei ist sie eine ganz dumme Gans«, sagte Heather verächtlich.

»Aber als John Singleton immer wieder mit mir getanzt hat und Charles Parkham kaum von meiner Seite gewichen ist, kam sie auf einmal an und war ganz zuckersüß«, erzählte Daphne nicht ohne Genugtuung. »Da tat sie auf einmal so, als wären wir schon seit Langem die besten Freundinnen. Du wirst es nicht glauben, aber sie hat mich doch tatsächlich zu sich nach Hause eingeladen, die falsche Ziege.«

Heather machte große Augen. »Stimmt das?«, fragte sie ungläubig.

»Ja, ich soll am Montag kommen, aber ich habe noch nicht fest zugesagt. Eigentlich mag ich nicht. Aber andererseits könnte es schon recht lustig werden zu sehen, wie sie sich plötzlich verrenkt und auf Freundschaft ...«

Heather schüttelte den Kopf und fiel ihr in die Rede. Harriet interessierte sie nur am Rande.

»Nein, das meinte ich nicht. Hast du wirklich mit John Singleton und Charles Parkham getanzt? Bist du dir sicher, dass sie es waren?«

Daphne lächelte. »Und ob ich mir sicher bin. Schau doch auf meine Tanzkarte! Mit John habe ich sogar drei Walzer getanzt.«

»Und auch mit Charles Parkham?«, vergewisserte sich Heather noch einmal, als könne sie es noch immer nicht fassen. »Dem einzigen Sohn des Besitzers von *Parkham Steel*?«

Daphne nickte. »Ja, mit *dem* Parkham. Aber er tanzt ganz miserabel, das kann ich dir sagen.

Es hat mich einige Mühe gekostet zu lächeln, während er mehr auf meinen Zehen als auf dem Parkett herumgetanzt ist. Ich war richtig froh, dass auf meiner Tanzkarte kein Platz mehr für eine weitere Partie mit ihm war.«

Heather stöhnte auf. »Blaue Zehen! Himmel, das hätte ich an deiner Stelle ohne mit der Wimper zu zucken in Kauf genommen – und mehr! Charles Parkham ist einer der begehrtesten Junggesellen von ganz Massachusetts«, erinnerte sie ihre jüngere Schwester, völlig verständnislos, dass man so einen kapitalen Fang freiwillig vom Haken ließ. »Für ihn hättest du jede andere Tanzreservierung getrost vergessen können! Wer sich Charles Parkham angelt, hat ausgesorgt. Ein Mann wie er ist der Schlüssel zu einer goldenen Zukunft, ach, was rede ich da: zu einer diamantenen!«

Daphne griff nach ihrem Morgenmantel, zog ihn an und kam nun hinter dem Paravent hervor. Ausgelassen sprang sie zu ihrem Bruder aufs Bett und setzte sich im Schneidersitz auf die Decke. Hätte Mom sie so gesehen, hätte sie ihr gleich eine Strafpredigt gehalten, wie unschicklich so eine Position für eine junge Dame sei.

»Das mag ja sein, aber er ist nicht halb so nett wie David Chase und John Singleton. Außerdem ist er viel zu alt, schon achtundzwanzig, glaube ich«, tat sie den Parkham-Sohn ab. »John dagegen ist fünf Jahre jünger.«

»Du hast Nerven! Ich würde ihn noch mit Kussband nehmen, wenn er schon vierzig wäre und dazu drei Brüder hätte, mit denen er sich das Vermögen seines Vaters teilen müsste«, meinte Heather.

»Ganz schön berechnend, Schwesterherz«, warf Edward ein und stichelte: »Wo bleibt denn da die Liebe?«

»Du hältst dich da besser heraus, Waddy!«, beschied Heather ihn von oben herab und ganz die ältere Schwester. »Von solchen Dingen verstehst du nichts. Du wirst schon noch früh genug dahinterkommen, dass eine schöne Mitgift nicht gerade ein Heiratshindernis ist.« Heather wandte sich wieder Daphne zu. »Sag mal, hat Charles angedeutet, dass er dich besuchen kommen will?«

»Ja, schon ...«

»Du Glückspilz! Mein Gott, wenn ich Amy davon erzähle, wird sie vor Neid zerplatzen«, rief Heather und sah selbst nicht gerade neidlos aus.

»Aber Charles interessiert mich nicht. Gut, er ist charmant und sieht auch nicht schlecht aus, doch irgendwie weiß ich nichts mit ihm zu reden. Meist führt ja auch er das Wort. Mit John und David habe ich mich dagegen richtig gut unterhalten, ganz besonders mit John.«

»John Singleton ist auch keine üble Wahl«, räumte Heather ein. »Sein Vater besitzt mehr

Textilfabriken als dieses Haus Zimmer. Und er hat nur eine Schwester.« Sie neigte den Kopf ein wenig und musterte Daphne eindringlich. »Hast du dich vielleicht in ihn verliebt?«

Daphne konnte nichts dagegen tun, dass eine leichte Röte der Verlegenheit ihre Wangen überzog. »Ich weiß es nicht ... es kann sein ... Vielleicht ein bisschen ... Ich mag ihn, aber ob ich mich verliebt habe ...«, stammelte sie, von Heathers direkter Frage überrumpelt. »Wir waren ja kaum mal allein bei diesem Trubel, aber nett ist er schon ... und er sieht auch gut aus. Er hat einen kleinen Schnurrbart, der ihn ganz verwegen aussehen lässt, und ...« Sie brach ab, als ihr bewusst wurde, was ihr da alles über die Lippen sprudelte. Ihr brannten die Wangen vor Verlegenheit.

»Du *hast* dich verliebt!«, stellte Heather nachdrücklich fest.

Edward grinste und sagte: »Na, das kann ja was geben, wenn die jungen Singletons, Chases und Parkhams sich bei uns bald die Klinke in die Hand geben. Mom ist bestimmt ganz aus dem Häuschen und kann es gar nicht erwarten, dass sie ihr die Aufwartung und dir den Hof machen. Aber warum sollst du dich auch nicht verlieben? Heather hat sich doch schon ein dutzendmal verliebt. Und wenn du diesen John Singleton magst, mag ich ihn bestimmt auch, Daphne.«

Sie schenkte ihm ein warmes, dankbares Lächeln.

Heather atmete tief und laut hörbar durch. »Mein Gott, was beneide ich dich um diesen Ball«, murmelte sie, und die unbeschwerte Stimmung, die eine Zeitlang das geschwisterliche Gespräch bestimmt hatte, verflog.

»Aber warum denn? Du hast doch auch einen schönen Debütantinnenball gehabt«, wandte Daphne ein, spürte aber selbst, dass sie es doch um einiges besser angetroffen hatte. Fast fühlte sie sich schuldig, weil sie ohne alle Schwierigkeiten das erhalten hatte, wovon ihre Schwester vor zwei Jahren nur hatte träumen können. Seit Heathers Debüt war einfach zu viel geschehen. Das neue Haus hier am Beacon Hill war das sichtbarste Zeichen – und eben ihre Einführung in die vornehme Bostoner Gesellschaft in der Tremont Hall. Heather machte eine verdrossene Miene. »Ja, in Dorchester Hights, wo der Ballsaal eine bessere Turnhalle war und das Orchester sich nicht immer auf einen Takt und einen Ton einigen konnte«, giftete sie. »Männer vom Schlag eines John Singleton oder gar Charles Parkham haben sich dort selbstverständlich nicht blicken lassen, wenn sie von der Existenz eines Debütantinnenballs in Dorchester Hights überhaupt etwas geahnt haben. Bestenfalls der Sohn des Parkham-Butlers hätte unsereinem dort die zweifelhafte Ehre gegeben.« Sie hatte Mühe, den Neid nicht allzu deutlich in ihrer erregten Stimme zutage treten zu lassen. Daphne schämte sich jetzt, dass sie mit ihren Erlebnissen und kleinen Flirts vor ihrer Schwester geprahlt hatte.

»Nun ja, es war einfach eine andere Zeit, aber in Dorchester Hights war es doch auch ganz schön.« Die Antwort klang sogar in ihren eigenen Ohren lahm, obwohl es ihre ehrliche Meinung war.

»Und ob es eine andere Zeit war!«, bekräftigte Heather voller Bitterkeit. »Dorchester Hights – und dann auch noch dieser idiotische Bürgerkrieg! Von den wenigen passablen Männern, die es bei uns gab, hatten sich doch die meisten den Offiziersrock angezogen, um gegen die Südstaatler ins Feld zu ziehen. Und der Rest ...« Sie ließ den Satz offen und machte nur eine wegwerfende Handbewegung.

Daphne musste ihr insgeheim recht geben. Heathers Debüt hatte mitten im Krieg stattgefunden, im Frühjahr 1863. Da hatte der erbitterte Bürgerkrieg zwischen Nord und Süd schon im dritten Jahr getobt. Die anfängliche Kriegsbegeisterung war längst einer blutigen Ernüchterung gewichen. Hunderttausende hatten ihr Leben auf den Schlachtfeldern gelassen, und die unpersönlichen Kriegsberichte aus den Zeitungen hatten plötzlich eine völlig neue, erschreckende Bedeutung erhalten, als der Kummer in die Häuser ihrer damaligen Nachbarn und Freunde einzog. In der Straße, in der sie wohnten, hatte der Tod auf dem Schlachtfeld gleich drei Familien den Sohn genommen, und Henry Slade, der sommersprossige achtzehnjährige Bruder ihrer gemeinsamen Freundin Amanda, war ohne sein linkes Bein von der Schlacht bei Fredericksburg im Dezember 1862 nach Hause zurückgekehrt, nicht nur als Krüppel, sondern auch verbittert und um viele Jahre gealtert. Der Krieg war nun seit knapp einem halben Jahr vorbei – für Hunderttausende Opfer um viele Jahre zu spät. Mit General Lees Kapitulation vor General Grants Unionstruppen im April 1865 in Appomattox Court House hatte die Rebellion der Konföderierten nach fast fünfjährigem Krieg ihr Ende gefunden. Ja, es war schon eine andere, schwere Zeit gewesen, auch wenn sie selbst nur wenig davon mitbekommen hatten. »Es tut mir leid, Heather, dass du deinen Debütantinnenball nicht auch in der Tremont Hall haben konntest«, sagte sie betrübt. »Ich hätte es dir wirklich von Herzen gewünscht.«

»Ich mir auch, weiß Gott!«

»Aber du musst doch zugeben, dass du auch in Dorchester Hights einige nette junge Männer für dich gewinnen konntest«, versuchte Daphne sie zu trösten. »George McColl zum Beispiel, und Patrick Broady macht dir doch immer noch den Hof. Den wickelst du doch um den kleinen Finger.«

Edward nickte. »Bei dem brauchst du bloß einen Schmollmund zu machen, und schon zerfließt er vor deinen Füßen«, pflichtete er bei.

»George McColl!« Heather war geradezu entrüstet. »Wer ist schon George McColl! Glaubst ihr vielleicht, ich heirate einen Mann, der Kohlen ausfährt?«

»George ist nett und fährt keine Kohlen aus«, korrigierte Daphne sie. »Sein Vater hat eine große Kohlenhandlung, und er arbeitet dort im Büro, das weißt du ganz genau.«

Heather ging erst gar nicht darauf ein. »Mom würde es nie zulassen, dass ich mich an einen kleinen Kohlenhändler verschenke«, erklärte sie kategorisch. »Und Patrick ist nicht viel besser. Er langweilt mich mit seinem ewigen Gerede darüber, was er mal aus dem schäbigen Sägewerk seines Vaters machen wird. Dabei ist der kerngesund und denkt nicht im Traum daran, die nächsten zwanzig Jahre die Zügel aus der Hand zu geben. Bei dem hat Patrick kein Wort zu sagen. Höchstens das Ausfegen der Sägespäne kann er da neu organisieren. Außerdem hat Patrick schweißige Hände, und das kann ich auf den Tod nicht ausstehen.«

»Gegen Handschweiß kann man was tun«, bemerkte Edward keck. »Dreimal am Tag die Hände mit Kreide oder Sand einreiben. Zumindest schwört Mister Townbridge Stein und Bein darauf, dass das funktioniert.«

Lewis Townbridge war der kahlköpfige Privatlehrer, der ihn seit ihrem Einzug in das Haus Byron Street Nummer vierzehn fünfmal die Woche von acht bis zwölf unterrichtete, eine der vielen Neuerungen, die William Davenports Geschick an der Börse und der Umzug mit sich gebracht hatten.

Bestürzung über Heathers harsches, herzloses Urteil trat in Daphnes graublauem Augen. »Wie kannst du nur so über ihn reden! Ihr seid doch schon über ein Jahr ... liiert und so gut wie verlobt!«

Heather schnaubte verächtlich und warf den Kopf auf eine Art zurück, die Daphne unwillkürlich an Harriet Comings arrogante Kopfhaltung erinnerte – zu Beginn des Balls. »Verlobt?«, wiederholte sie fast empört, als hätte Daphne ihr etwas Anstößiges unterstellt. »Wie kommst du denn auf diese absurde Idee? Das hätte er vielleicht ganz gerne, aber so dumm werde ich nicht sein. Für einen Mann wie Patrick bin ich mir wirklich zu schade, wo wir nun dazugehören.« Der letzte Satz war ihr gedankenlos herausgerutscht.

Daphne fürchte leicht die Stirn. Sie mochte diese berechnende Seite ihrer Schwester gar nicht. Früher war Heather nicht so gewesen. Launisch und in vielen Dingen merkwürdig eigensinnig, das ja, aber doch nicht so kaltherzig kalkulierend und allein nur auf den eigenen materiellen Vorteil bedacht. »Was meinst du mit ›dazugehören‹?«

Heather warf ihr einen wütenden Blick zu. Sie fühlte sich ertappt. »Ach, das weißt du doch ganz genau. Tu nicht so, als ob ich es dir erst noch erklären müsste. Wer hat denn mit Charles Parkham getanzt und ein Auge auf John Singleton geworfen?«, fragte sie spitz zurück. »Also tu jetzt bloß nicht so scheinheilig!«

Daphne nahm die gehässige Bemerkung unwidersprochen hin, obwohl es ihr wehtat, so etwas

ausgerechnet von ihrer eigenen Schwester vorgeworfen zu bekommen. »Du meinst also mit ›dazugehören‹ das Haus hier in der Byron Street und ...«

Heather fiel ihr gereizt ins Wort. »Ja, Beacon Hill, Waddys Privatlehrer, Pru, die Kutsche, die sich Dad bestellt hat, Moms neuen Schmuck und deinen Ball in der Tremont Hall«, rasselte sie herunter. »All das und noch einiges mehr meine ich damit. Und ich will Pru oder Edwina heißen, wenn ich mich mit einem Mann begnügen werde, der mir weniger bieten kann als mein eigener Vater. Wir sind jetzt wer. Endlich! Und wir können Ansprüche stellen.«

Die letzten Sätze klangen sehr vertraut in Daphnes Ohren. Seit ihr Vater das Haus am Beacon Hill gekauft hatte, bekamen sie von ihrer Mutter häufig derartige Äußerungen zu hören. War ihr Vater zugegen, fielen sie ein bisschen weniger krass aus als gewöhnlich. Oft waren es Bemerkungen mit mahnendem Charakter, als wären sie plötzlich andere Menschen geworden, die nun an sich und an alle anderen völlig neue Maßstäbe anlegen müssten. Das gefiel ihr nicht. Nicht, dass sie selber frei von Stolz, Eigensucht und Geltungsdrang gewesen wäre. Mein Gott, sie war sechzehn! Sie genoss sehr wohl das neue, komfortable Leben einer nicht nur hübschen, sondern nun auch reichen Tochter, deren Vater eine glückliche Hand an der Börse bewiesen hatte und in die vornehmsten Clubs aufgenommen worden war. Und selbstverständlich schmeichelte es ihr, dass sie bei dem Debütantinnenball von Boston in die Gesellschaft eingeführt worden war. Aber das hieß doch noch längst nicht, sich seinen Umgang nun einzig und allein unter dem Gesichtspunkt des sozialen Standes auszusuchen. Bestimmt würde sie mit Harriet keine Freundschaft eingehen oder gar Charles Parkham ermutigen, ihr den Hof zu machen, und mochte er eines Tages auch noch so viele Millionen erben.

All das hätte sie ihrer Schwester am liebsten geantwortet, doch sie wollte nicht ausgerechnet jetzt mit ihr streiten, und Heather machte ganz den verkniffenen Eindruck, als warte sie nur darauf, sich mit ihr in die Wolle zu geraten. Deshalb erwiderte Daphne nur: »Ich weiß nicht, ob das richtig ist, wie du denkst, aber das musst du ja wohl selber wissen.«

»Danke für die Großzügigkeit, Prinzessin«, gab ihre Schwester sarkastisch zurück und erhob sich. »So, ich bin müde und geh' jetzt zu Bett.«

Edward hatte schon mehrfach herzlich gegähnt, machte jedoch keine Anstalten, seinen Platz auf dem Bett zu räumen.

»Danke für deine Hilfe, Heather!«, sagte Daphne, als Heather schon den Türknauf in der Hand hatte.

»Das war heute dein großer Tag, Schwester«, erwiderte diese maliziös. »Und wenn du klug bist, ziehst du daraus auch die richtigen Lehren. Gute Nacht!«

Edward zog die Augenbrauen hoch. »Mann o Mann, Heather ist ja mal wieder ganz schön in

Fahrt geraten«, meinte er spöttisch.

Daphne seufzte. »Ja, das ist sie wohl.«

»Ich glaube, sie ist ganz schön neidisch auf diesen Charles und deinen John Singleton.«

»Obwohl dazu überhaupt kein Anlass besteht. Wir haben nur zusammen getanzt und uns ein wenig unterhalten – was ich auch mit vielen anderen getan habe, wie das nun mal auf einem Ball so ist«, dämpfte sie übertriebene Erwartungen, eine Mahnung, die auch an ihre eigene Adresse gerichtet war.

»Patrick tut mir leid. Ich mag ihn. Er hat mich nie wie ein kleines Kind behandelt«, sagte Edward ein wenig traurig. »Ob sie ihn jetzt wirklich fallenlässt?«

»Ich fürchte ja.«

»Ich finde ein Sägewerk ganz toll.«

Daphne lächelte nur. Die Anstrengung des langen, aufregenden Tages machte sich nun bei ihr bemerkbar. Müdigkeit breitete sich wie eine warme, schwere Woge in ihrem Körper aus, erfüllte sie von den Zehenspitzen bis in die Augenlider. »Daphne?«

»Mhm?«

»Sind wir jetzt wirklich wer, wie Heather gesagt hat, weil wir statt in Dorchester Hights nun hier am Beacon Hill wohnen?«, wollte er wissen.

»Na ja, in den Augen der anderen wohl schon«, gab sie zögernd zu. »Vor allem, wenn man ein Haus südlich der Pickney Street hat.«

Interessiert sah er sie an. »Du meinst, die nördliche Seite ist nicht so gut?«

»So heißt es zumindest. Die schönsten und teuersten Häuser stehen nun mal auf dieser Seite, und je höher man am Beacon Hill wohnt, desto größer ist auch das Ansehen«, erklärte sie ihm. »Du kennst doch die Herrenhäuser oben in der Mount Vernon Street und am Louisburg Square.«

Er nickte. »In solchen Häusern wohnen die ganz Reichen wie Charles Parkhams und Harriet Comings Eltern.«

»Aber dann gehören wir ja doch noch nicht dazu, wie Heather meint, wo wir doch noch ziemlich unten am Hügel wohnen«, wandte er ein.

Sie schmunzelte. »Ich weiß nicht so recht, wie sie das gemeint hat, Waddy. Es gibt eben auch unter den Reichen noch himmelweite Unterschiede. Für einen Parkham sind wir bestimmt noch arme Schlucker, während unsere alten Nachbarn aus Dorchester Hights Dad bestimmt schon für einen Krösus halten.«

»Ich glaube, Dad macht sich gar nicht viel daraus.«

»Das glaube ich auch«, pflichtete sie ihm bei. Es war ihre Mutter gewesen, die darauf ge-

drängt hatte, dass ihr Vater ein schönes Haus am Beacon Hill erwarb.

»Wenn Dad so weitermacht, wohnen wir vielleicht bald auch weiter oben.«

»Ja, kann schon sein«, murmelte Daphne müde. Er merkte, dass sie darauf wartete, sich schlafen legen zu können, und rutschte vom Bett. »Ich geh' dann mal. Schlaf schön!«

»Ja, du auch.«

»Und grüß mir deinen verwegenen John Singleton.«

Fragend blickte sie ihren Bruder an.

»Na, du wirst doch bestimmt von ihm träumen«, erklärte er mit einem gutmütigen Grinsen und huschte dann hinüber in sein Zimmer.

Mit einem wohligen Seufzer streckte sich Daphne unter der Decke aus, kuschelte sich in das Kopfkissen und kehrte in Gedanken zum Ball in die Tremont Hall zurück. In bunten, eindringlichen Bildern traten die schönsten Momente des Abends noch einmal vor ihr geistiges Auge, und in fast allen stand John Singleton im Mittelpunkt: groß, stattlich, dunkelblond, mit attraktiven männlichen Zügen und einem Lächeln auf dem Gesicht, das wie eine zärtliche Verheißung war. Sie lächelte mit geschlossenen Augen und presste das kühle Kissen fester an ihre Wange, während in einem der Gärten in der Nachbarschaft eine Katze miaute und einen Hund aus dem Schlaf holte, der sofort in die Nacht hinausbellte. »Ach, John«, murmelte sie schon halb im Schlaf. Wie sehr freute sie sich auf den morgigen Kirchgang! Diesmal konnte Reverend Egbert Campbell noch so lange und einschläfernd predigen, es würde ihr nicht das Geringste ausmachen. Denn John hatte versichert, dass er den Gottesdienst an diesem Sonntag um nichts auf der Welt versäumen wolle, wo er nun wisse, dass sie zugegen sein werde. Der Schatten eines Zweifels fiel über ihre Vorfreude. Waren seine Worte auch so gemeint gewesen, wie sie sie verstanden hatte? Oder gehörten sie nur zu jenen galanten Schmeicheleien, die auf einem Ball so zahlreich blühten wie Wildblumen auf einer Frühsommerwiese? Wird er wirklich kommen? Diese bange Frage nahm sie mit in den Schlaf. Doch ihr Traum wurde von keinem Zweifel und keiner bangen Ungewissheit getrübt, sondern entführte sie in eine Welt unbeschwerter zärtlicher Freude.